

Joachim Kahl: Rede in Berlin am 23. Juni 2013
Urania, Stiftung Rosenkreuz: „Spiritualität ohne Religion?“

Atheistische Spiritualität

Begriffsklärungen

Atheistische Spiritualität gehört in das Reifestadium des Atheismus. Sie ist eine wesentliche Dimension eines distinguierten Atheismus, der die Stufe der puren Negation, der Religionskritik und des Antiklerikalismus, hinter sich gelassen hat, ohne deren abgrenzenden und klarstellenden Wahrheiten zu vergessen. In diesem Sinne bevorzuge ich auch in der Regel, von „weltlich-humanistischer Spiritualität“ zu sprechen, um das unstrittig atheistische Element darin nicht unversehens als *antitheistische* Frontstellung missverstanden zu finden und damit Dialogchancen zu erschweren oder gar zu verspielen.

Insofern ist die von mir gepflegte Exposition einer atheistischen Spiritualität auch ein gezielter Beitrag, um im aktuellen Stimmengewirr rivalisierender Spiritualitäten eine Stimme skeptischer Vernunft zu Gehör zu bringen: einer skeptischen Vernunft, die allen Transzendenzsehnsüchten und Vollkommenheitsträumereien eine klare Absage erteilt. Hierin wurzelt auch die melancholische Tönung dieser Spiritualität, die – unbeschadet aller Lebensfreude und Weltzugewandtheit – fest im Blick behält, dass das menschliche Dasein stets fragil und fragmentarisch ist, stör- und krankheitsanfällig, dem Verschleiß ausgeliefert und daher unaufhebbar sterblich.

So fehlt der von mir favorisierten aufgeklärten, weltlich-humanistischen Spiritualität jeder sakrale Bezug. Ganz unfrivol gesagt: Ihr ist nichts heilig. Und doch verehrt sie ruhig und dankbar das Erhabene und Wunderbare der schöpferischen Natur, der ältesten Schule menschlicher Weisheit und Spiritualität. Weltlich-humanistische Spiritualität hat Teil an jenem großen Prozess der Entzauberung der Welt, befördert und beschleunigt durch die europäische Aufklärung. Entzaubert wird freilich nur der illusionäre Zauber, der faule Zauber, den menschliche Phantasie und Unwissenheit seit Jahrtausenden in die Dinge hineingeheimnissen. Entzauberungsresistent dagegen ist der reale Zauber, der der Welt als Ganzer innewohnt, einer Sommernacht oder einem Menschen innewohnen kann.

Was ist Spiritualität? Vor wenigen Jahrzehnten war das Wort nur einigen Fachleuten bekannt, philosophisch-theologisch gebildeten Gelehrten, vornehmlich in katholischen Milieus. Es bezog sich auf Frömmigkeitsstile und -Inhalte. Heute ist Spiritualität ein verbreiteter und schillernder Modebegriff, meist gleichgesetzt mit vager Religiosität. In dieser gegenwärtigen Konjunktur spiegelt sich – entgegen einem ersten Anschein – der historische Niedergang von Religion. Sie getraut sich nicht mehr – selbstbewusst wie einst – im eigenen Namen und mit eigenem Wahrheitsanspruch, meist einem Offenbarungsanspruch, aufzutreten.

Diese Unschärfe des Begriffs sollte allerdings nicht dazu verführen, ihn widerstandslos einer religiösen Interpretation zu überlassen. Spiritualität bezeichnet eine wichtige, allgemein menschliche Ebene des Bewusstseins, die religiös oder nichtreligiös, eben weltlich-humanistisch, gefüllt werden kann. Zwei Hauptmerkmale definieren Spiritualität:

- formal ist Spiritualität die Verschränkung von Verstand und Gefühl, von Rationalität und Emotionalität,
- inhaltlich ist sie die Verschränkung von Relativem und Absolutem.

Anders gesagt: spirituelle Bedürfnisse und Fragestellungen beziehen sich – in gemüthhaft vertiefter Form – inhaltlich auf die metaphysische Ebene der Wirklichkeit. Dass hier im Rahmen der Theorie einer atheistischen Spiritualität auf eine metaphysische Ebene der Wirklichkeit Bezug genommen wird, mag einige verwundern. Aber es gibt und gab nicht nur die theologisch aufgeladene Spielart von Metaphysik, die lange Zeit im Abendland deren Verständnis geprägt hat und vermeintliche Fenster und Türen in eine vermeintlich transzendente Welt zu öffnen verhieß. Daneben gab und gibt es einen ontologischen Metaphysikbegriff, der, angelehnt an Parmenides und Aristoteles, die unveränderlichen, absoluten Strukturen des Seins bezeichnet.

Wer jetzt hier mit uns in diesem Saal sitzt, kann zwar mit Gedanken und Gefühlen woanders sein, aber körperlich kann er nur hier sein und nicht gleichzeitig an einem anderen Ort. Und wer gestern hier an diesem Ort um 11 Uhr auf eine Tagung zur Spiritualität wartete, der wartete vergeblich. Die Fähigkeit, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, ist wichtiger Bestandteil einer metaphysisch fundierten Lebenskunst. Denn Raum und Zeit sind die absoluten Bestimmungsfaktoren alles Seienden, unhintergebar, unüberlistbar, genauso wie das Kausalitätsgesetz, wonach alles seine Ursache hat. Von nichts kommt nichts. Die spirituelle Grundfrage ist die Frage nach Sinn und Wert unserer individuellen Existenz im Ganzen des Seienden, das durch Raum und Zeit und die Abfolge von Ursache und Wirkung determiniert ist. Absolut determiniert, aber unter jeweils konkret anderen, relativen Umständen, weshalb sich die Verschränkung von Absolutem und Relativem als das inhaltliche Hauptmerkmal von Spiritualität bezeichnen lässt. Die Meisterung der Alltagsspiritualität ist die hohe Schule weltlich-humanistischer Spiritualität.

Wie leicht ersichtlich, tritt in einer weltlich-humanistischen Spiritualität das Begriffspaar „Relatives und Absolutes“ an die Stelle des herkömmlichen religiösen Begriffspaares „Immanenz und Transzendenz“. Es gibt keine Transzendenz, die diesen Namen verdient. Natürlich gehört zum Menschsein nicht nur ein aufmerksames Registrieren des jeweils Gegebenen, sondern auch ein ständiges Überschreiten (= Transzendieren) des jeweils Gegebenen. Aber der Übertritt in eine andere Welt ist noch nie gedanklich schlüssig als möglich erklärt worden geschweige denn irgendwo gelungen. Alles, was Menschen erleben und erfahren, sind innerweltliche Vorkommnisse, die als solche nüchtern und demütig zunächst hingenommen und analysiert werden müssen, auf dass sie dann gegebenenfalls verändert werden können.

„Schafft hier das Leben gut und schön. Kein Jenseits ist, kein Aufersteh'n.“ So steht es als Inschrift hier in Berlin seit 1847 (!) auf dem Eingangsportal des ehemaligen freireligiösen Friedhofs in der Pappelallee im Bezirk Pankow. Ein mehrfach denkwürdiger Spruch. Denkwürdig in Bezug auf seine Jahreszahl. Denkwürdig in Bezug auf seinen Inhalt, der bereits einen Zusammenhang zwischen produktiver Diesseitsgestaltung und schwindender Jenseitserwartung erkennen lässt. Denkwürdig in Bezug auf Liberalität und Toleranz der Berliner Stadtverwaltung, die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diesen „blasphemischen“ Spruch zuließ und nur verlangte, dass er nicht zur Straße, sondern zur Innenseite des Friedhofs angebracht werden sollte.

Der Spruch zeigt, dass Transzendenzsehnsüchten auch einfach einmal mutig und plakativ widersprochen werden kann. Und er zeigt, dass Ewigkeitserwartungen keineswegs ein ewiger Bestand garantiert ist. So untilgbar und unstillbar ist das Transzendenzbegehren, die Sehnsucht nach Vollendung

und Vollkommenheit, gar nicht, wie gerne von deren Anhängern behauptet wird. Die von mir favorisierte weltlich-humanistische Spiritualität arrangiert sich dagegen mit den strukturellen Unzulänglichkeiten dieser Welt auf stoisch-epikureische Art. Ihre Lebensfreude und ihr Ja zur Welt sind daher stets von einer melancholischen Hintergrundmelodie begleitet. Sie antwortet auf den universalen Verschleißcharakter aller Dinge und auf die tragischen Aspekte der menschlichen Existenz, Vorkommnisse und Probleme, die sich jeder Lösung verweigern.

Bertrand Russells Vorwort zu seiner Autobiographie – ein ergreifendes Zeugnis weltlich-humanistischer Spiritualität in unserer Zeit

Ich möchte Sie bekannt machen mit einem Schlüsseltext Russells, einer Leitfigur des Humanismus im zwanzigsten Jahrhundert: mit dem Vorwort zu seiner Autobiographie aus dem Jahre 1967. Dieser kurze Text unter dem Titel „*Wofür ich gelebt habe*“ ist ein Text von hohem literarischem und philosophischem Rang. Er zeigt das unverwechselbare Profil eines großen Denkers, gewährt Einblicke in Identität und Motivation einer humanistischen Spiritualität, die sich auf der Höhe der Zeit bewegt.

„Drei einfache, doch übermächtige Leidenschaften haben mein Leben bestimmt: das Verlangen nach Liebe, der Drang nach Erkenntnis und ein unerträgliches Mitgefühl für die Leiden der Menschheit. Gleich heftigen Sturmwinden haben mich diese Leidenschaften bald hier-, bald dorthin geweht in einem launenhaften Zickzackkurs über ein Weltmeer von Qual hinweg bis zum letzten Rand der Verzweiflung.

Nach Liebe trachtete ich, einmal, weil sie Verzückung erzeugt, eine Verzückung so gewaltig, daß ich oft mein ganzes, mir noch bevorstehendes Leben hingegeben haben würde für ein paar Stunden dieses Überschwanges. Zum anderen hab ich nach Liebe getrachtet, weil sie von der Einsamkeit erlöst, jener entsetzlichen Einsamkeit, in der ein einzelnes erschauerndes Bewusstsein über den Saum der Welt hinabblickt in den kalten, leblosen, unauslotbaren Abgrund. Und letztens habe ich nach Liebe getrachtet, weil ich in der liebenden Vereinigung in mystisch verkleinertem Abbild die Vorahnung des Himmels erschaute, wie er in den Vorstellungen der Heiligen und Dichter lebt. Danach habe ich gesucht und, wiewohl es so schön erscheinen mag für ein Menschenleben: Ich habe es – am Ende – gefunden.

Mit gleicher Leidenschaft habe ich nach Erkenntnis gestrebt. Ich wollte das Herz der Menschen ergründen. Ich wollte begreifen, warum die Sterne scheinen. Ich habe die Kraft zu erfassen gesucht, durch die nach den Pythagoräern die Zahl den Strom des Seins beherrscht. Ein wenig davon, wenn auch nicht viel, ist mir gelungen.

Liebe und Erkenntnis, soweit sie erreichbar waren, führten empor in himmlische Höhen. Doch stets brachte mich das Mitleid wieder zur Erde zurück. Wiederhall von Schmerzensgeschrei erfüllt mein Herz: verhungerte Kinder, gefoltete Opfer von Unterdrückern, hilflose alte Menschen, ihren Kindern zur verhaßten Bürde geworden – die ganze Welt der Verlassenheit, der Armut, des Leids, all das macht ein hohnvolles Zerrbild aus dem, was Menschenleben eigentlich sein soll. Es verlangt mich danach, dem Übel zu steuern, allein ich vermag es nicht, und so leide auch ich.

So war mein Leben. Ich habe es lebenswert gefunden, und ich würde es mit Freuden noch einmal leben, wenn sich mir die Möglichkeit dazu böte.“

Der Reiz dieses ergreifenden Dokumentes lebt ästhetisch von der einfachen und klaren Eleganz der Sprache, inhaltlich vom glaubwürdigen Engagement für elementare Menschlichkeit, für Lebensgenuss und Lebenskampf, für eine Haltung, die Wunden und Wonnen des Lebens annimmt.

Der metaphernreiche Text strahlt philosophischen Charme aus. Er verbindet hintergründige Selbstreflexion mit leisem Pathos. Ein Mensch gibt Rechenschaft über Sinn und Ziel seines Lebens – in faszi-

nierender Offenheit ohne eitle Selbstbespiegelung. Er lädt uns ein, sich von seinem Denken inspirieren zu lassen und dann einen eigenen Kurs auf dem Ozean des Lebens zu steuern.

Russell richtet sein Streben

- auf das Lustvollste und das Grauensvollste: die Verzückung der Liebe und die Qual von Folteropfern,
- auf das Konkreteste und das Abstrakteste: die Einsamkeit des Individuums und den Strom des Seins,
- auf das Innerste und das Fernste: das menschliche Herz und die Sterne.

Dieser philosophische Blick auf das Ganze des Seins, auf das Sein in seinem Widerspruch, ist die Perspektive eines menschlichen Lebens in Würde, aber im Angesicht des Abgrunds. Im *Angesicht* des Abgrunds, nicht *im* Abgrund. Das menschliche Leben ist nicht schlechthin bodenlos, nicht von vorneherein sinnlos oder vergeblich. Russell ist kein Nihilist oder Pessimist, er stiftet zu einer illusionslosen, aber nicht zu einer hoffnungslosen Haltung an.

Menschliches Leben ist *immer* Leben im Angesicht des Abgrundes, nie jeglichen Risikos enthoben. Nur wenige Millimeter, nur Bruchteile von Sekunden können uns von unserem vorzeitigen Tode trennen. Geborgenheit entsteht – wenn überhaupt – nur über einem „*Weltmeer von Qual*“. Hier rühren wir an den harten atheistischen Kern des Russellschen Humanismus, der ihn von der aufgeklärten Weltfrömmigkeit seines Freundes und Kampfgefährten Albert Einstein unterschied. Einstein entwickelte in der Tradition eines jüdischen, genauer: eines spinozistischen, Pantheismus eine „kosmische Religiosität“. Russell widerstand der Versuchung, den Weltgrund religiös zu erklären.

Wer über den „*Saum der Welt*“, das heißt über die Grenzen der Endlichkeit hinaus zu denken wagt, dem begegnet dort keine geistige Macht, die Halt und Orientierung spendete, vertrauenswürdig, verehrungswürdig, gar anbetungswürdig wäre. Kein „Auge Gottes“ steht oben am Himmel und wacht über Wohl und Wehe der Menschen. Keine „unsichtbare Hand“ führt und fügt alle Dinge schließlich doch noch zu einem guten Ende. Keine weise Vorsehung waltet über dem menschlichen Schicksal, sondern der Eishauch unermesslicher Gleichgültigkeit weht uns aus dem Universum entgegen und enthüllt unsere nichtige Rolle im kosmischen Gesamtgeschehen.

Die allmächtige Natur hat uns auf ihrer Bahn einst hervorgebracht. Irgendwann verschlingt sie uns auch wieder. Insofern schaut, wer über den „*Saum der Welt*“ hinaus schaut, nicht in einen geheimnisvollen, gar göttlichen Weltengrund, sondern in einen „*kalten, leblosen, unauslotbaren Abgrund*“. Dieser Abgrund erschließt sich nicht nur unerschrockener philosophischer Reflexion, sondern er weht uns in seiner Kälte und Fremdheit auch tagtäglich an. Verhungerte Kinder, gefolterte Opfer von Unterdrückern, hilflose alte Menschen, die ganze Welt der Verlassenheit, der Armut, des Leids – katastrophische Erfahrungen, die nicht nur Russell an den „*letzten Rand der Verzweiflung*“ geführt haben und immer neu führen.

Und dennoch: im Gewährwerden der Abgründe des Weltalls und der Abgründe des menschlichen Herzens erschöpft sich menschliches Leben nicht. In der dreifachen Leidenschaft der Liebe, des Erkennens, des Mitleids verlassen wir das Gehäuse unserer Einsamkeit und Beschränktheit, öffnen wir unsere Existenz:

- durch die Vereinigung mit einzelnen Menschen in der Liebe,
- durch die geistige Aneignung der Welt in der Erkenntnis,
- durch die teilnehmende Identifikation mit den Leiden der Menschheit.

Dies ist die Erfahrungsgrundlage dessen, was in der Religion als Transzendenz, als beseligende Begegnung mit einem göttlichen Jenseits, verklärt wurde. Russell selbst spricht diesen Zusammenhang im Text kurz an. An seiner ideologiekritischen Aufhellung hat er lange Jahrzehnte gearbeitet. Die Verzückung, die die irdische Liebe gewähren kann, ist – so formuliert er – ein verkleinertes Abbild jenes Himmels, der in der *Phantasie* der Heiligen und der Dichter lebt und nur dort lebt.

Beachten Sie bitte, dass Russell dieses verkleinerte Abbild verstärkend ein „mystisch verkleinertes Abbild“ nennt. Das ist kein Versehen, kein Zugeständnis, sondern Ausdruck des Sachverhalts – der nur bei oberflächlicher Kenntnis Russells überrascht –, dass der atheistische Philosoph zwar die Religion, nicht aber die Mystik schlechthin verwirft, sondern an einem nichtreligiösen Begriff von Mystik festhält, der eine allgemeinmenschliche Erfahrungsmöglichkeit bezeichnet.

In der Tat ist zwischen Religion und Mystik, zwischen Mystik und Mystifikation genau zu unterscheiden. Russell ist kein Vertreter jener seichten Aufklärung, die das Wort „Mystik“ nur tadelnd verwendet und „mystisch“ undifferenziert mit nebulös, unklar, verschwommen, irrational gleichsetzt.

Als mathematisch orientierter Philosoph in der Tradition des Pythagoras versuchte er zu begreifen, inwiefern der „*Strom des Seins*“ (englisch flux von lateinisch fluere = fließen) nicht einfach unterschiedslos dahinströmt, sondern inwiefern er von der „*Zahl*“ beherrscht wird. Die große Erkenntnis der Schule des Pythagoras war es gewesen, dass allen Erscheinungen der Wirklichkeit eine zahlenmäßig erfassbare Ordnung, eine numerische Struktur, zugrunde liegt. Die Erkennbarkeit der Welt ist an ihre Zählbarkeit, Messbarkeit, Berechenbarkeit geknüpft. Alle Gesetzmäßigkeiten in Natur und Gesellschaft sind immer auch in Zahlenverhältnissen ausdrückbar. Ihren höchsten Triumph erlebt die pythagoreische Zahlenlehre in der Computertechnik.

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens hat er eine bewundernswerte Phase vitalen Altersradikalismus erlebt. Er nutzte seinen weltweiten Ruhm bewusst, um gegen Rüstungswahn und Atomkriegsgefahr, gegen Polizeistaat und Menschenrechtsverletzungen, wo auch immer, zu kämpfen: zu reden, zu schreiben, zu demonstrieren, Menschen zu mobilisieren. Er trat als „Whistleblower“ auf, als einer, der schrill die Alarmpfeife bläst. Sein Handeln stand in der angelsächsischen Tradition des gewaltfreien „zivilen Ungehorsams“.

Die Wirklichkeit der Welt, die herzerreißenden Leiden, denen Menschen und Tiere – aus welcher Ursache auch immer – ausgeliefert sind, bewahrten Bertrand Russell vor schnödem Optimismus, vor der Utopie einer vollkommenen Gesellschaftsordnung und vor dem Glauben an einen gütigen und allmächtigen Gott. Religiöser Erlösungsglaube erschien ihm buchstäblich als weltfremd: als widerlegt durch den Zustand der Welt selbst.

Mitleid wird nicht zum rettenden Prinzip empor stilisiert. Mitleid enthält kein Heilsversprechen. Es lindert. Skeptischer Humanismus und die korrespondierende weltlich-humanistische Spiritualität setzen die Allgegenwart des Leidens und seine Unabschaffbarkeit voraus. Leben ist zwar nicht identisch mit Leiden, wie der Buddhismus und sein deutscher Anhänger Schopenhauer vermeinten. Aber Leben heißt immer *auch* Leiden. Es gibt keine leidfreie Gesellschaft, kein schmerzfreies Leben, keine übelfreie Welt.

Ohne messianische Gelüste, aber auch ohne Weinerlichkeit räumt Russell ein: Nicht alle menschlichen Probleme sind lösbar. Konflikte gibt es, die sind unschlichtbar. Neben den Fähigkeiten zum Mitleid, zur Liebe und zur Erkenntnis sind in der menschlichen Natur auch als bleibende Möglichkeiten Grausamkeit und Dummheit angelegt.

Russells drei Leidenschaften begründen und begrenzen sich wechselseitig. Sie stehen in einem ausbalancierten, polaren Verhältnis zueinander. Sie verhinderten, dass er sich in der einen oder anderen Richtung verrannt, verzehrt hätte und am Ende ein ausgebranntes Opfer seiner selbst geworden wäre.

Russell war ein Mensch, der *schließlich* seine innere Mitte *gefunden* hatte und aus ihr zu leben verstand – abhold allen Einseitigkeiten. Die erotische Leidenschaft bewahrte ihn davor, seine soziale Leidenschaft in einem karitativen Helferkomplex zerfließen zu lassen. Er griff nicht ständig und überall als Wohltäter ein. Er verspürte durchaus keine Lust, sich selbst für andere zu verzehren, aufzuopfern. Seine eigenen wohlverstandenen Interessen und Wünsche verleugnet er nicht. Umgekehrt bewahrte ihn die soziale Leidenschaft davor, sich in privaten Affären zu verschleißen, im Privatleben überhaupt zu versinken. Seine Ethik stand jenseits der verkürzenden und abstrakten Alternative von Egoismus oder Altruismus. Er wusste: Nur wer sich selbst bewahrt, bewahrt sich auch die Möglichkeit, anderen zu helfen. Weltlich-humanistische Spiritualität kann dabei ein Wegweiser sein.

Bericht über diesen Vortrag bei hpd online: <http://hpd.de/node/16234>